

Insel Verlag

Leseprobe



Cabré, Jaume
Eine bessere Zeit

Roman
Aus dem Katalanischen von Petra Zickmann & Kirsten Brandt

© Insel Verlag
978-3-458-17739-5



Jaume Cabré
Eine bessere Zeit

Roman

(Der Schatten des Eunuchen)

Aus dem Katalanischen von
Kirsten Brandt
und Petra Zickmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel
L'ombra de l'eunuc bei Edicions Proa in Barcelona.

Die Übersetzung wurde gefördert aus Mitteln
des Institut Ramon Llull



Der zweite und dritte Satz wurde von Kirsten Brandt über-
setzt, der erste und vierte Satz von Petra Zickmann.

Erste Auflage 2018

© der deutschen Ausgabe

Insel Verlag Berlin 2018

© Jaume Cabré, 1996

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17739-5

Für Margarida

Männer in deinem Alter sind Wölfe,
ihr tragt nichts als die Zeit in eurem Blick.

JOAN MARGARIT

... for we possess nothing certainly except the past.

EVELYN WAUGH

Solo-Vl. *Adagio* = 54 *sul G*

mp ma deciso ————— *doloroso* —————
[Es ist ge - nug! Herr, wenn es dir ge -

sul G *poco rall. ... Poco più mosso, ma religioso*

mp dolce
fällt, so span - ne mich doch aus! _____]

ALBAN BERG

ERSTER TEIL

Das Geheimnis des Aoristes

ERSTER SATZ

Andante (Präludium)

I

Viel später, als alles längst vorbei war, saß ich Júlias schwarzen Augen und ihrem makellosen Teint gegenüber und fragte mich, wann genau mein Leben die ersten Risse bekommen hatte. Der Gedanke überfiel mich unvermittelt, und sogleich fragte ich mich, was ihr wohl gerade durch den Kopf gehen mochte. Verstohlen sah ich sie an: Sie war in die Speisekarte vertieft und schwankte nach wie vor zwischen dem Filet und dem Entrecôte. Ein kurzer Rundblick hatte mir genügt, um festzustellen, dass das Restaurant ausgesprochen geschmacklos eingerichtet war. An welchem Punkt war die Sache aus dem Ruder gelaufen? Vielleicht schon vor vielen Jahren, an jenem regnerischen Freitag im Herbst – meine orientierungslose Phase war bereits überwunden –, als es kurz nach dem Essen läutete und mein Vater, der das sonst nie tat, aufstand und die Tür öffnete. Als hätte er Besuch erwartet. Hinterher haben wir es alle gemeinsam rekonstruiert: Er hatte auf dem Treppenabsatz gestanden und mit jemandem gesprochen, mit wem, wussten wir nicht. Im Hinausgehen hatte er noch gesagt, zu uns oder zu den Wänden, er sei gleich wieder da. Wir haben ihn nie mehr gesehen. Es regnete, und er hatte das Haus in Pantoffeln und Hemdsärmeln verlassen. In der Folgezeit sollte ich noch oft darunter leiden, dass ich nicht gemerkt hatte, wie wichtig dieses Klingeln gewesen war. Denn von den wenigen ausschlaggebenden Momenten unseres Lebens bekommen wir nichts mit, und hinterher ver-

bringen wir den Rest unserer verzweifelten Existenz im sinnlosen Bemühen, sie wiederzuerlangen. Ich wohnte damals zu Hause, weil ich mich gerade von Gemma getrennt hatte.

Mein Leben ist voller solcher Schlüsselmomente, die mir wie Fische durch die Finger schlüpfen, derweil ich meine Zeit vor dem Fernseher verträdele oder Kreuzworträtsel löse. Wie oft habe ich mir gewünscht, Teresas Lächeln vor dem Ritz zu vergessen. Es will mir nicht aus dem Sinn gehen und treibt mir noch heute die Tränen in die Augen. Vor der strahlend hell erleuchteten Hotelfassade hatte Teresa mir zugelächelt, und ich war wenige Schritte entfernt schwer atmend im Dunkeln stehen geblieben. Dann hatte sie sich abgewandt, immerzu lächelnd, und ich hatte dagestanden wie ein Ölgötze. Nein, daran wollte ich jetzt nicht denken. Ich musste mich konzentrieren, auf die Speisekarte und auf Júlias Entscheidung: Fleisch, aber welches, und mach schon, ich habe Hunger. Teresa jedoch, vor dem Ritz am Piccadilly, hatte nicht aufgehört zu lächeln. Schließlich schaute ich in die Karte, in der die Gerichte, schwülstig und literarisch ambitioniert, eher gepriesen statt beschrieben wurden. Und Júlia und ihre schwarzen Augen und ihre samtene Stimme üben eine Anziehungskraft auf mich aus wie ein bodenloser Brunnen, doch ich sehe mich nicht imstande, sie zu lieben, weil ich todmüde bin.

Im Grunde hatte alles vor wenigen Stunden damit angefangen, dass Júlia mich bat, mit ihr essen zu gehen, weil ich der Einzige sei, der ihr helfen könne. Nein, begonnen hatte alles morgens auf dem Friedhof während der Beerdigung. Seither bin ich am Grübeln. Ich hatte mich ein wenig abseits der Angehörigen gehalten, die von diesem unerwarteten Todesfall noch wie vor den Kopf geschlagen waren, und mich hinter einer dunklen Brille versteckt. Rovira hat-

te mich trotzdem entdeckt und war mir nicht mehr von der Seite gewichen. Es folgten Vertraulichkeiten, ein halbes Päckchen Camel lang. Dort auf dem Friedhof, bevor Rovira mich mit Beschlag belegte, war ich wie durch göttliche Eingebung zu der Erkenntnis gelangt, dass ich niemals den Mut aufbringen würde, die offizielle Version zu dementieren, der zufolge Bolós' Tod ein beklagenswerter, unerklärlicher Unfall gewesen war. Ich war der Einzige, der von der rätselhaften Nachricht wusste – »Ich bin's, Franklin. Sei auf der Hut, Simó, jemand ist hinter uns her« –, die er am Mittwochabend auf dem Anrufbeantworter hinterlassen hatte. Dann kam der Donnerstag mit seinen Ereignissen und am Freitag, als ich nach der Beerdigung wieder zu Hause war, der Anruf von Júlia und ihr Vorschlag, zusammen essen zu gehen.

Der angenehme Wind auf dem Friedhof hatte mich an einen anderen erinnert, an den wärmeren, doch von Angst erfüllten Wind am Berg Qurnat as-Sauda. Und ich hatte es praktisch achselzuckend hingenommen, dass ich, obwohl ich einmal so etwas wie ein Held gewesen war, jetzt hinter dunklen Brillengläsern Zuflucht suchen, den Ahnungslosen spielen und ja, ja, ein absurder, bedauerlicher Unfall sagen musste. Und bevor Marias fragender Blick mir die Fassung rauben konnte, hatte ich mich verdrückt.

Dann das Telefongespräch mit Júlia:

»Und die Bedingung wäre?«

»Dass ich das Lokal aussuchen darf«, hatte Júlia gesagt.

Ich dachte, das ist mir völlig egal. Auch ich bin allein, niedergeschlagen, verstört, habe Bolós im Kopf und Furcht im Herzen. Und ich bin ein solcher Feigling, nicht einmal Marias Blick auf dem Friedhof habe ich ausgehalten.

»Gern. Einverstanden. Wo führst du mich denn hin?«

»Verrate ich nicht. Ein sehr nettes Restaurant, eine Neu-

eröffnung. Wir müssen uns ausführlich unterhalten, Miquel.«

»Über was denn?«

»Über alles, über Bolós. Ich muss den Artikel über ihn schreiben.«

»Welchen Artikel?«

»Hat Duran dir das nicht gesagt? Einen Nachruf, eine Hommage.«

»Lasst Bolós doch in Frieden.«

»Was ist los? Findest du das nicht gut?«

»Doch, fantastisch.« Ich gab mir ehrlich Mühe. »Ganz im Ernst.«

Ich konnte noch nie lügen, und Júlia merkte es sofort.

»Du findest es nicht gut.«

»Doch, natürlich. Aber was weißt du denn schon über Bolós?«

Jetzt war Júlia diejenige, die auf befremdliche Weise schwieg; auch sie war eine schlechte Lügnerin.

»Na ja, ich grabe mich durch die Archive und so.« Die Pause fühlte sich unbehaglich an, für sie und für mich. »Aber mir fehlen Informationen über seine Kindheit und Jugend, und du ...« Sie räusperte sich. »Sag ja.« Und um mir die Zustimmung zu erleichtern: »Es ist ein sehr hübsches Lokal, die Steaks sind äußerst empfehlenswert, und du musst auf andere Gedanken kommen.«

Die Argumente waren unwiderlegbar, und ich erwiderte, perfekt, ich stehe ganz zu deiner Verfügung. Auf diese Weise würde ich nicht im Dunkeln auf dem Sofa liegen und an Teresa denken und an Bolós, an mich, an Teresa und an die Angst vor der heiseren Stimme am Telefon, die mir grässliche Strafen androhte, als wüsste sie nicht, dass die schlimmste Strafe die lebenslange Erinnerung an das

vollgesogene Handtuch und die Fünfundzwanzig-Watt-Birne ist. Und an Teresa.

Júlia hatte mich um acht abgeholt und mir, statt ins Auto zu steigen, mit einem spitzbübischen Grinsen die Hand hingehalten: Sie wollte fahren. Sie wollte die Spannung steigern bis zum letzten Moment. Und da mich das Lächeln einer Frau wehrlos macht, vertraute ich ihr meine Autoschlüssel und mein Leben an, zwar ebenfalls lächelnd, doch voller Argwohn, weil ich ein katastrophaler Beifahrer bin. Außerdem weiß ich, dass Júlia eine leidenschaftliche Autofahrerin vom alten Schlag ist, die unablässig schwatzt, beidhändig gestikuliert, das Lenkrad vergisst, die Gangschaltung schrammen lässt, seufzt und ganz gelegentlich, fast widerwillig, auch mal dem Straßenverkehr ein wenig Beachtung schenkt. Ich stellte mich also innerlich darauf ein, eine Weile zu leiden, was sich dann aber doch arg lang hinziehen sollte, denn das nette Restaurant befand sich außerhalb Barcelonas. Die Ausfahrt Avinguda Meridiana war nicht allzu stark befahren, doch Júlias unangekündigte, grundlose, gleichsam poetische Spurwechsel drehten mir den Magen um. Meine tristen Gedanken jedenfalls waren wie weggeblasen, das zumindest musste man ihr zugutehalten.

»Willst du mir nicht verraten, wohin wir fahren?«

»Nein. Beschränk du dich darauf, die Rechnung zu bezahlen.«

»Wenn es dienstlich ist, lasse ich sie von Duran bezahlen.«

»Der wird nichts davon wissen wollen.«

»Das werden wir ja sehen.«

Sie legte mir die Hand aufs Knie und beließ sie dort. Ich ... mit Júlia?

Energisch schoben wir uns auf der Autobahn nach Fei-

xes zwischen die Fahrzeugkolonnen, die aus der Stadt hinauswollten. Ich muss ein ziemlich dummes Gesicht gemacht haben, verzückt von Júlias süßer Berührung, während ich auf die unterbrochene Linie starrte, auf der sie immer mit zwei Rädern entlangfuhr, um sich sicherer zu fühlen.

»Ich bin traurig.«

»Ich auch.«

»Was für ein tolles Paar wir abgeben.«

»Das Abendessen ist zu Ehren von Josep Maria.«

»Welchem Josep Maria?«

»Bolós.« Und mit einem viel geübten Wechsel der Tonlage: »Unglaublich, wie die Leute fahren! Hast du das gesehen?«

»Bolós war mein bester Freund«, erinnerte ich sie. »Wie wär's, wenn du mal in deiner Spur bleiben würdest?«

»Herrje, Miquel ... Damit fang gar nicht erst an, hörst du?«

Wir schwiegen, ich betrachtete den Fluss Ripoll, der sich durch die Landschaft zog, und wünschte mir, für einen Augenblick vergessen zu können, wie Júlia mit den Verkehrsregeln umging.

»Weißt du, dass du mich geradewegs in meinen Heimatort bringst?«, sagte ich, vornehmlich, um das Schweigen zu brechen, das nun schon viereinhalb Kilometer anhielt.

»Ach, du bist gar nicht aus Barcelona?«

»Nein. Da lebe ich. Aber ich stamme aus Feixes.«

»Na, so was.«

Weitere achthundert Meter Schweigen.

»Sachen gibt's ...«

Ich zwickte sie in die Wange, womit ich einen brüskten Spurwechsel verursachte.

»Ist schließlich kein Drama, nicht aus Barcelona zu sein.«

»Doch, schon. Muss hart sein.«

»Man verkraftet es recht gut.«

Sabadell blieb zu unserer Rechten zurück, und wir fuhren weiter geradeaus.

»Bist du väterlicher- oder mütterlicherseits aus Feixes?«

»Väterlicher-, großväterlicher-, großmütterlicher-, urgroßväterlicher- und urgroßmütterlicherseits. Die Wurzeln meines Vaters reichen Jahrhunderte zurück bis in die früheste Geschichte von Feixes.«

»Wow.«

»Was?«

»Wow, sage ich.«

»Wenn du wüsstest. Solltest du dich eines Tages stark genug dafür fühlen, kann ich dir den Stammbaum gerne zeigen. Wir waren eine Familie mit Vergangenheit und uns dessen auch bewusst.«

»Wart?«

»Waren.«

»Wie bei uns. Ich habe, wenn's hoch kommt, einen Opa gekannt.«

»Ich hatte bis vor ein paar Jahren noch einen Großonkel. Onkel Maurici. Ein sehr spezieller Typ.«

»Warum?«

»Darum. Er war hunderttausend Jahre alt, hatte ein Gedächtnis wie ein Elefant und war völlig durchgeknallt.« Ich warf ihr einen raschen Blick zu, um mich zu vergewissern, ob es sie interessierte, was ich erzählte. »Dieser Onkel, der war das schwarze Schaf.«

»Und er ging nach Amerika, stimmt's?«

»Nein. Alle haben ihn gehasst.«

»Du auch?«

»Nein. Ich nicht.«

Júlia schielte aus dem Augenwinkel zu mir herüber, während sie die Autobahnausfahrt nahm, ohne den Blinker zu setzen.

»Stellst du ihn mir mal vor?«, fragte sie, ohne zu merken, dass ihr Vordermann auf die Bremse trat.

»Er ist tot.« Wir bremsen, kurz bevor ich einen Herzschlag erlitt. »Fahr nicht so schnell.«

»Was?«

»Alles, was ich über meine Familie weiß, habe ich ihm zu verdanken, weil er jedes Stück Papier aufgehoben hat. Er wusste alles.«

»Alles?«

»Ja. In jeder Familie gibt es so eine wandelnde Chronik, oder nicht?«

»In meiner nicht. Ich weiß nicht, ob wir überhaupt eine Familie sind.« Nachdem sie bereits abgebogen war, sagte sie: »Ich gehe mal davon aus, das ist keine Einbahnstraße.«

»Na ja ... Das Verkehrszeichen bedeutet eigentlich Durchfahrt verboten, sollte für dich aber kein Hindernis sein.«

»Mist, wo stand das?«

»Wir sind schon vorbei.« Meine Stimme war dünn und gepresst, bis ich wieder atmen konnte. »Immer mit der Ruhe, jetzt ist es ja keine Einbahnstraße mehr.«

»Weißt du, ich krieg langsam Hunger.« Vor einer roten Ampel zögerte sie, entschied sich, bewogen durch meine fieberhaften Appelle, dann aber doch anzuhalten. »Jetzt sind wir gleich da, wenn ich mich nicht noch verfare.«

Zu diesem Zeitpunkt sagte ich ihr weder, dass Onkel Maurici das letzte Jahr seines Lebens in einer Anstalt verbracht hatte, noch, dass ich ihn trotz allem, was geschehen